

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 88 (2017)
Heft: 7-8: Erziehung : Perspektiven auch für schwierige Kinder

Artikel: Wie Institutionen ihre jungen, manchmal schwerstbelasteten Klienten begleiten : manchmal helfen nur einschneidende und lang dauernde Massnahmen
Autor: Seifert, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-834264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie Institutionen ihre jungen, manchmal schwerstbelasteten Klienten begleiten

Manchmal helfen nur einschneidende und lang dauernde Massnahmen

Es besteht ein grosser Bedarf an interdisziplinärer Zusammenarbeit, auch über die Institutionen hinweg. Das zeigt ein Blick auf die Arbeit der Jugendforensik der psychiatrischen Kliniken Basel, der Modellstation Somosa in Winterthur sowie der Institution Schlossmatt in Bern.

Von Elisabeth Seifert

Am westlichen Rand des weitläufigen Geländes der universitären psychiatrischen Kliniken Basel (UPK) steht das Gebäude R. Wer sich dem Haus nähert, merkt sofort, dass hier eine besondere Abteilung untergebracht ist. Ein mehrere Meter hoher Metallzaun umschliesst einen direkt an das Gebäude angrenzenden Aussenbereich, den «R-Garten», wie Christian Perler auf einem Rundgang erläutert. Während mindestens einer Stunde pro Tag dürfen sich die Patienten hier aufhalten, sagt der Jugendpsychiater und Bereichsleiter Jugendforensik. Mit «Patienten» meint er die insgesamt zehn jugendlichen Männer und Frauen, die auf der Station R3 wohnen. Den R-Garten teilen sie sich mit den Erwachsenen, die auf zwei anderen Stationen des Gebäudes leben.

Die jugendlichen Patientinnen und Patienten gehören zwei Kategorien an. Bei den einen hat das Jugendgericht eine Massnahme angeordnet, weil sie unter dem Einfluss einer psychischen Störung straffällig geworden sind. «Neben diesen strafrechtlich bedingten Zuweisungen haben wir aber auch immer mehr Anfragen aus dem zivilrechtlichen Bereich», beobachtet Christian Perler. Und zwar aus der ganzen deutschsprachigen Schweiz. «Beistände rufen verzweifelt bei uns an, weil sie nicht mehr wissen, wo sie die Jugendlichen unterbrin-

gen sollen.» Die Jugendforensik könne zurzeit gar nicht all diese Anfragen berücksichtigen. Medial für grosse Aufmerksamkeit sorgte diesen Frühling der Fall eines 12-jährigen Jungen, der nach einer Odyssee durch verschiedene sozialpädagogische und jugendpsychiatrische Einrichtungen schliesslich hier in der Jugendforensik der UPK Basel aufgenommen worden ist. Und auch noch immer hier sein dürfte, wie aus einem kürzlich erschienenen Artikel im «Blick» hervorgeht. Christian Perler macht aus Datenschutzgründen keine Angaben zur Identität der Patienten. Und er nimmt auch nicht Stellung zu den in der gleichen Ausgabe der Zeitung erhobenen Missbrauchsvorwürfen durch einen Mitpatienten.

Aggressionen als Folge von Beziehungsabbrüchen

Die strengen Sicherheitsvorkehrungen betreffen nicht nur den Garten. Wer das R-Gebäude betreten will, muss sich ausweisen, Taschen und Handy deponieren sowie durch einen Metalldetektor gehen. «Damit stellen wir sicher, dass keine Waffen ins Gebäude gelangen», sagt Perler. Die Jugendstation selber ist mit drei Türen gesichert. Die feuerfesten Türen der einzelnen Patientenzimmer werden nachts verschlossen. Perler erklärt warum: «Seit einiger Zeit nehmen wir auch Mädchen auf.»

Bei meinem Rundgang an jenem Nachmittag ist es ruhig. Die meisten Patienten sind ent-

weder in einer Therapie oder bei einem Arbeitseinsatz. Unvermittelte Wutausbrüche oder aggressive Auseinandersetzungen kommen auf der Station aber immer wieder vor. Es gibt einen Isolationsraum, um die jungen Leute vor sich selbst zu schützen oder andere vor ihnen. Die Möblierung der Station ist einfach und so konzipiert, dass sie rasch und günstig ersetzt werden kann. Jeder Betreuer hat zudem ein Alarmtelefon bei sich, mit dem er innert kürzester Zeit Hilfe anfordern kann.

«Beistände rufen verzweifelt an, weil sie nicht wissen, wo sie die jungen Leute unterbringen sollen.»



Der Weg aus der Krise ist oft lang.

Foto: Symbolbild/Schlossmatt Bern

Die Jugendforensik der UPK Basel ist in der Deutschschweiz zurzeit jene Einrichtung, die sich um eine Therapie der ganz besonders schweren Fälle bemüht. Für Christian Perler macht es dabei keinen allzu grossen Unterschied, ob die jungen Leute – in der Regel sind sie zwischen 13 und 18 Jahre alt – über den strafrechtlichen oder den zivilrechtlichen Weg aufgenommen werden. Letztere haben sich, noch, kein strafrechtlich relevantes Vergehen zuschulden kommen lassen. «Von einem jugendpsychiatrischen Standpunkt aus handelt es sich aber um die gleiche Klientengruppe.»

Die jungen Männer und Frauen haben oft mehrere psychische Störungen, hervorgerufen durch eine Reihe von Risikofaktoren in ihrem bisherigen Leben. Dazu gehören eine bestimmte genetische Veranlagung, Drogenkonsum sowie ein belastendes familiäres oder schulisches Umfeld. Hinzu komme, so Perler, dass sie bereits eine Anzahl von Platzierungen in den unterschiedlichsten Einrichtungen hinter sich haben. Die damit

einhergehenden «Beziehungsabbrüche» tragen zu einer weiteren Verschlechterung der psychischen Situation bei. Die Aggressionen gegen sich selbst, etwa mit einem Suizidversuch oder einem selbstverletzenden Verhalten, sowie Gewalt gegenüber anderen seien ein Ausdruck davon. «Sie testen damit die immer wieder neuen Beziehungen und fordern einen erneuten Abbruch heraus.»

Aus genau diesem Grund, sagt Perler, «betreuen wir diese jungen Leute bei uns sehr nah und sehr intensiv.» Im Rahmen einer Krisenintervention dauert die Betreuung nur wenige Wochen. Eine Behandlungstherapie zieht sich aber auch mal über zwei Jahre hin. Nach ihrer Zeit in der Jugendforensik wechseln die jungen Leute in ganz unterschiedliche Einrichtungen, vom geschlossenen Massnahmenvollzug bis zu einer sozialpädagogischen Einrichtung oder einer betreuten Wohngruppe.

Damit solche komplexen Fälle auch weiterhin dennoch die Ausnahme bleiben können, brauche es ein gewisses Umdenken der Behörden und der Bevölkerung, meint der Jugendpsychiater. «Im Namen des Subsidiaritätsprinzips probiert man es oft zu lange mit eher niederschweligen Hilfsangeboten.» Manchmal jedoch brauche es einschneidendere und lang dauernde Massnahmen.

Eine kleine Gruppe, die eine spezialisierte Behandlung braucht

Zu einem ähnlichen Schluss gelangen die Verantwortlichen der Modellstation Somosa in Winterthur. Die Stiftung hat sich auf die Therapie jener Jugendlichen spezialisiert, die in anderen Institutionen aufgrund ihrer besonders komplexen psychischen Situation als schwer zu behandeln gelten. Im Unterschied zur stationären Abteilung der Jugendforensik der UPK Basel hat hier aber keiner der Jugendlichen eine Straftat begangen – und die Klienten können sich frei bewegen. Auch hierher kommen die jungen Leute aus der ganzen deutschsprachigen Schweiz. Die Einrichtung ist sowohl Erziehungseinrichtung als auch jugendpsychiatrische Klinik. Während durchschnittlich neun Monaten werden jeweils 20 junge Männer im Alter zwischen 14 und 18 Jahren von einem hochspezialisierten Team in ihrer persönlichen Entwicklung gefördert.

Auch wenn diese Hochrisiko-Gruppe klein ist, gehören sicher mehr dazu als die jeweils 20 Jugendlichen, die in der Modellstation Somosa betreut werden können. Mogens Nielsen, Sozialpädagoge und Gesamtleiter der Modellstation Somosa, schätzt, dass in jeder Schweizer Kinder- und Jugendinstitution ein bis zwei Jugendliche in diese Kategorie gehören – und dort oft sehr viele Ressourcen binden. Dies vor allem deshalb,

weil die Institutionen in der Regel nicht auf die Bedürfnisse dieser Klientel ausgerichtet seien, weder bei der Diagnose noch bei der Betreuung und der Therapie. «Es werden oft zu positive beziehungsweise zu leichte psychiatrische Diagnosen gestellt», fügt Oliver Bilke-Hentsch bei. Er ist Kinder- und Jugendpsychiater sowie stellvertretender Leiter der Modellstation. Gerade in komplexen Fällen brauche es aber standardisierte Diagnosemethoden, um den jungen Leuten gerecht zu werden. Des-

«Es werden immer wieder zu positive respektive zu leichte psychiatrische Diagnosen gestellt.»

>>



In der Modellstation Somosa werden die schwer belasteten jungen Männer Schritt für Schritt an die Anforderungen der Arbeitswelt herangeführt. Foto: Somosa



Regelmässige psychotherapeutische Gespräche helfen dabei, die psychischen Störungen und Einschränkungen ins Leben zu integrieren. Foto: Somosa

halb sei es wichtig, dass die Heime in solchen Situationen spezialisiertes Wissen beiziehen.

Andernfalls seien die entsprechenden Institutionen schnell einmal mit solchen Jugendlichen überfordert. Die Folge seien «unnötige Platzierungsabbrüche», konstatiert Bilke-Hentsch, was die positive Entwicklung der jungen Leute erschwere. Für ihn steht zudem fest, dass es in der Schweiz mehr spezialisierte Heimplätze für diese besondere Gruppe braucht, ganz besonders auch für Kinder unter 14 Jahren und für Mädchen respektive junge Frauen. Die Modellstation Somosa plant derzeit etwa, künftig mit Kooperationspartnern nach einem angepassten Konzept auch weibliche Jugendliche aufzunehmen.

Harte Arbeit

Das Besondere an der Modellstation beschreibt Oliver Bilke-Hentsch als ein eng verflochtenes, ständiges Miteinander von Spezialisten von drei verschiedenen Betreuungsebenen: der Sozialpädagogik, der Arbeitsagogik sowie der Jugendpsychiatrie und Psychotherapie. Die neun Monate, die die Jugendlichen im Durchschnitt in der Modellstation verbringen, bedeuten harte Arbeit – für sie selbst und das ganze Betreuungsteam. «Die jungen Männer werden in dieser Zeit sehr eng von uns begleitet», unterstreicht Bilke-Hentsch. Für jeden der drei Bereiche ist ihnen je eine Bezugsperson zugeteilt, die sie entsprechend fordert. «Unsere Jugendlichen müssen sich in all diesen Bereichen weiterentwickeln», betont Mogens Nielsen. Bei der Bewältigung des Alltags und ihrer Freizeitgestaltung genauso, wie bei der Arbeit und auch in ihrer psychischen Entwicklung. Um sie dabei zu unterstützen, erstellen die drei Bezugspersonen einen individuellen Behandlungsplan und stehen in einem ständigen Austausch miteinander. Der Psychotherapeut etwa kann abschätzen, welche Förderung die psychische Gesundheit bei der Arbeit oder auch im Bereich Wohnen zulässt.

«Wir richten die Behandlungspläne für die verschiedenen Bereiche so aus, dass die Anforderungen für die jungen Leute in ihrer jeweiligen Situation bewältigbar sind», sagt Nielsen. Zudem werde nie über ihre Köpfe hinweg entschieden, vielmehr werden sie in alle Prozesse mit einbezogen. Das gehe zuweilen so weit, dass die Experten sich vor ihren Klienten über das richtige Vorgehen «streiten» und damit ihre Schützlinge indirekt zu einer Stellungnahme herausfordern. Auch mit einem solch ausgeklügelten und anspruchsvollen Behandlungsprogramm ist eine vollständige Genesung der jungen Leute innerhalb der durchschnittlich neun Monate kaum realisierbar. «Unsere Aufgabe besteht in der sicheren Landung des sonst abstürzenden Flugzeugs», umschreibt Jugendpsychiater Oliver Bilke-Hentsch anschaulich den Zweck der Modellstation Somosa.

Und das gelinge durchaus gut. Bei der Entlassung können weitere «psychiatrische Notfallsituationen» praktisch ausge-

schlossen werden, so Bilke. «Unsere Klienten lernen, ihre Störungen oder Einschränkungen zu akzeptieren und in ihr Leben zu integrieren.» Sie haben auch ihren Drogenkonsum reduziert. Sie bleiben aber weiterhin auf Hilfe angewiesen. Ein Drittel der Klienten wird im Anschluss einer weiteren Institution zugewiesen. Wie Nielsen sagt: «Wir machen sie bei uns fit dafür.» Für einen Berufseinstieg benötigt

ein grosser Teil Eingliederungsmassnahmen der IV. Schon allein deshalb, weil die meisten Somosa-Schützlinge aufgrund ihrer komplexen Vorgeschichte keinen qualifizierten Schulabschluss haben.

«Wir müssen Übergänge schaffen»

Sowohl die beiden Spezialisten der Modellstation Somosa als auch Christian Perler von der Jugendforensik der UPK Basel betonen die Notwendigkeit einer Kooperation zwischen der Sozialpädagogik und der Kinder- und Jugendpsychiatrie. Besonders bei der Begleitung extrem stark belasteter Jugendlicher.

Aber ganz generell in der Betreuung der jungen Frauen und Männer in den Kinder- und Jugendheimen. So zeigen Studien mittlerweile deutlich auf, dass ein Grossteil der Jugendlichen in den Institutionen der Jugendhilfe mindestens eine psychische Störung aufweist (siehe dazu auch Seiten 38 und 39). In vielen sozialpädagogischen Einrichtungen hat sich in den letzten Jahren denn auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie etabliert. Eine solche Zusammenarbeit ist etwa für das Berner Kompetenzzentrum Jugend und Familie Schlossmatt selbstverständlich. Martina Suter,

Leiterin der Institution, beobachtet, dass ein beträchtlicher Teil ihrer jugendlichen Klientel psychisch «sehr instabil» sei. Die Sozialpädagogin erachtet deshalb den vorübergehenden stationären Aufenthalt in einer Kinder- oder jugendpsychiatrischen Einrichtung in einer akuten Krisensituation für durchaus sinnvoll. Sie betont in diesem Zusammenhang aber vor allem auch die Notwendigkeit, «Übergänge» zu schaffen. Übergänge zwischen unterschiedlich ausgerichteten stationären Einrichtungen, aber auch innerhalb und zwischen stationären und ambulanten Angeboten.

Wie die Bezeichnung «Kompetenzzentrum Jugend und Familie» bereits sagt, ist die Berner Institution anders als etwa die Modellstation Somosa nicht ausschliesslich auf die Begleitung von jungen Menschen spezialisiert, die in ausserordentlichen Krisen stecken. Die jungen Leute werden der Schlossmatt von den Kin-

des- und Erwachsenenschutzbehörden oder den Sozialämtern zugewiesen. Viele der Jugendlichen seien freiwillig hier, betont Suter, und suchen Unterstützung in einer schwierigen Lebenssituation. Insgesamt verfügt die Institution über 28 stationäre Plätze für Jugendliche im Alter zwischen 16 und 22 Jahren. Zum Angebot der Schlossmatt gehören zudem eine Familienbegleitung, eine Krisenintervention für Kinder und Jugendliche sowie ein Wohnangebot für junge Mütter mit Kindern.

Das Umfeld mit einbeziehen

«Um Menschen in schwierigen Lebenssituationen gerecht zu werden, braucht es auf die Situation der Klienten zugeschnittene Hilfsarrangements», sagt Suter. «Wir müssen davon wegkommen, die jungen Menschen einfach bestehenden Angeboten zuzuweisen.» Es gehe bei jedem Jugendlichen darum, seine ganz spezifischen Probleme zu analysieren und dann individuell zu schauen, was der Bedarf ist.

Ein Spezifikum der Schlossmatt-Wohngruppen bestehe etwa darin, dass die Hausregeln auf ein Minimum beschränkt werden, so Suter. So müssen sich die jungen Leute nicht an strikte Essenszeiten halten. «Wir haben kein pädagogisches Konzept, dass auf alle gleich angewendet wird.» Dazu gehöre auch, dass eine Mutter ihrem Sohn die Wäsche weiterhin selber waschen kann, wenn ihr das wichtig ist. Auf diese Weise bleiben auch die Beziehungen zur Familie erhalten.

Die individualisierte Begleitung und der Einbezug des sozialen Umfeldes, insbesondere der Eltern, führten zu einer «hohen Tragfähigkeit» der Institution, ist Suter überzeugt. «Die jungen Leute können zudem im Bewusstsein leben, dass wir uns für sie zuständig fühlen, auch wenn es schwierig wird.» Zum Beispiel wenn sie abhauen und erst nach Tagen zurückkehren. «Wir setzen uns dann zusammen und

suchen eine Lösung.»

Und eine solche gebe es meistens, zu ungewollten Abbrüchen komme es in der Schlossmatt jedenfalls kaum. Im Gegenteil: «Bei uns fühlen sich viele gut aufgehoben, die bereits mehrere Abbrüche hinter sich haben.» ●

«Die Jugendlichen wissen, dass wir uns für sie zuständig fühlen, auch wenn es schwierig wird.»

Anzeige

Redline
Software

Ihr Wissen gemeinsam nutzen

www.redline-software.ch

RedLine Software GmbH - Telefon +41 71 220 35 41